



Landstürmers Abschied.

Wie Silber glänzte jedes Dach,
Weil groß der Mond darüber stand.
Am Strichum war ein Licht noch wach:
Der Türmer lugte scharf ins Land.

Er ging die Gasse ganz allein,
Gepolter scholl aus manchem Haus
Und oft: Die Nacht, die Nacht am
Abend
Weim Kronwirt loch das Licht grad
aus:

Da wandt' er sich noch einmal um:
Von Ferne schimmerte noch schwach
Sein Glüd, sein kleines Eigentum.
Dort schlüchzig Weib und Kind ihm
nach.

Die Glode dröhnte langsam Fein.
Ihm schlug das Herz so weich, so mild,
Noch einmal grüßte er das Bild
Der Heimat. „Auf gut Wiederseh'n!“
So sprach er leis und feuchte schwer —
..... und kam nicht mehr.

Aus Anton von Werners Kriegserinnerungen.

Mitten im deutschen Weltkriege ist er dahingegangen, der Maler des Krieges von 1870-71. Denn so darf und muß man Anton v. Werner nennen, wie man auch über seine künstlerischen Leistungen im übrigen denken und urteilen mag. Selbst, was man als seine Schwächen anzusehen pflegt, seine bis an die Grenzen der Nüchternheit gehende Wahrhaftigkeit, die nicht immer von Bedeutung sich freihielt: selbst das kommt seinen Bildern aus dem Kriege von 1870-71 zugute, dessen Kraftmilitärischen, preussischen Geist er treffend wiedergegeben hat. Wie er der Maler dieses Krieges geworden ist, das hat er in seinem Erinnerungs- buche geschildert, das unter dem Titel „Erlebnisse und Eindrücke“ im Jahre 1913 bei Ernst Siegfried Mittler & Sohn in Berlin erschienen ist. Und geistvoll hat er seine Erlebnisse geschildert, denn Anton v. Werner war

und Berechnung treu geblieben ist, sah ihn in der Schönheit seiner „Kraft- vollen, männlich hohen Siegfriedge- halt mit dem tiefgebräunten Gesicht und dem goldblonden Vollbart“. Der Kronprinz empfing den Künstler auf das lebenswürdigste, sprach ihm von seinen früheren, ihm bekannten Bil- dern und fragte nach seinen jetzigen Arbeiten. Werner war angenehm überrascht über den freudigen joviolen Ton, der in der militärischen Tafel- runde herrschte. Ueberwacht war er auch, als er wenige Tage darauf zum ersten Male Molke, den Feldes sei- nes werdenden Bildes, in nächster Nähe sah. „Da machte er mir, als er in seiner feinen, geräuschlosen Weise eintrat, mit lebenswürdigem Händedruck mich begrüßend, doch einen ganz anderen Eindruck, als alle Photographien, die ich von ihm ge- sehen hatte, aber keinesfalls den eines Schulmeisters, sondern durchaus den eines vornehmen Offiziers von ver- bindlichsten Umgangsformen und un- gezwungener Haltung, und er hat mir später in humorvoller Weise gesagt, daß er gar nicht begriffe, warum ihn die Leute durchaus zum Schulmeister machen wollten.“

In dem kleinen Atelier im Schlosse, in dem der bekannte Schlachten- maler Professor Bleibtreu arbeitete, fand nun auch Werner Unterkunft, und dies Atelier wurde jetzt ein Stellbühnen für viele interessante Herren, Fürsten, Offiziere und Dip- lomaten, die damals nicht gerade immer voll beschäftigt waren. Werner mußte freilich viel ins Freie hin- aus, um seine Studien zu machen, suchte auch Molke in seinem Ar- beitszimmer auf, um ihn dort zu zeichnen. Wenn er bei Molke zu Gast war, überzeugte er sich davon, daß der Feldherr durchaus nicht so schweigsam war, wie behauptet wurde. Beim Frühstück unterhielt er sich sehr lebhaft über Kunst, das Versailleser Museum, die französischen Mar- schälle, deren Porträts dort hingen, und „die wir in persona jetzt wohl alle in Deutschland haben“, wie er lächelnd bemerkte. Vor Paris war damals bekanntlich immer „nichts Neues“, es ging an, langweilig zu werden, und Werner hatte die Absicht, sich der Ar- mee des Großherzogs von Mecklen- burg bei Dreux anzuschließen, um zur Front zu kommen. Aber mit dieser Absicht ließ er bei seinem guten Freunde und Gönner, dem General v. Blumenthal, ab. Der antwortete ihm auf sein Gesuch: „Ne, lieber Freund, bei ist da unten nicht für Sie, dafür sind Sie mir doch zu

schade, da laß ich Sie nicht hin.“ Dagegen war nun nichts zu machen, und Werner reiste heim. Aber am 15. Januar 1871 erhielt er in Karlsruhe ein Telegramm vom Hofmarschall des Kronprinzen, worin dieser ihm melden ließ, daß er etwas seines Vaters Würdiges erleben wür- de, wenn er vor dem 18. Januar dort eintreffen könne. Er traf pünkt- lich ein, begegnete gerade dem Kron- prinzen, wie er die Treppe herunter- kam, und wurde von ihm mit den Worten empfangen: „Da sind Sie ja glücklich! Na, Eulenburg, nun be- sorgen Sie mal das Weitere!“ Eu- lenburg besorgte hierauf „das Wei-

Feldgran.



„Großvater, trägt jetzt der Kaiser eine Feldgraue Krone?“

tere“ in Gestalt eines Passierscheines, wonach „Träger dieser Zeilen“ zu der Festlichkeit im Schloß, heute, den 18. Januar, vormittags, einzuladen sei. Also eine Festlichkeit! Was es war, worum es sich handelte, davon hatte Werner keine Ahnung. Er war der einzige Zivilist unter den 600 bis 800



Die indische Giftstruppe der Engländer.

Offizieren, die sich in der Spiegelga- lerie des Schlosses von Versailles zusammenfanden, und wurde deswe- gen auch gelegentlich von dem Hof-

Ihre Sorge.



Lebedame: Wenn der Krieg flos bis zum Sommer vorüber sein möchte, damit man wieder nach Ost- ende reisen kann!

marshall v. Perponcher „angehaucht“, was denn der Zivilist hier zu suchen habe. Er sah die glänzende Ver- sammlung in der Spiegelgalerie, er wohnte dem Gottesdienste bei, und er dachte, es handle sich um die üb- liche, diesmal ungewöhnlich ausfal- lende Feier des 18. Januar, bis er plötzlich inne wurde, daß das, was hier vorging, nichts Geringeres war als die Ausrafung des Deutschen Kai- serreiches. Da machte er freilich alle seine Sinne auf, um den Vorgang in sich aufzunehmen. Er notierte in aller Eile das Nötigste, sah, daß Kaiser Wilhelm etwas sprach, und daß Graf Bismarck mit hölzerner Stimme etwas Längeres vorlas, hörte aber nicht, was es bedeutete, und erwachte aus seiner Vertiefung erst, als der Großherzog von Baden neben König Wilhelm trat und mit lauter Stimme in den Saal hinein- rief: „Seine Majestät, Kaiser Wil- helm der Siegreiche, er lebe hoch!“

Anton v. Werner hat dann be- sonntlich diesen weltgeschichtlichen Augen- blick im Bilde festgehalten, ebenso wie er später dazu berufen wurde, die Schlusssitzung des Berliner Kon- gresses von 1878 zu malen. Unter dem Einfluß der modernen Anschau- ungen hat man in neuerer Zeit den Wert dieser Werke oft herabsehend be- urteilt. Da mag es denn am Platze sein, daran zu erinnern, daß nicht nur Werners Freund Menzel, son- dern auch Lenbach das Kongreßbild in hohem Grade bewunderte

Ein A-B-C-Scherz.

Eine höchst gelungene Zusammen- stellung ist ein A-B-C-Scherz, den man drüben durch den Namen „Tir- pig-A-B-C“ charakterisiert hat. Es hat darin jeder Buchstabe seine beson- dere Bedeutung.

A bedeutet Audacious, Amphion, Aboutir — die Engländer müssen es dem Großadmiral von Tirpitz zu Dank wissen, daß er sie von diesen drei Schiffen befreit hat, denn sie wa- ren teils obsolet, teils (die Audacious) so unverwundlich, daß man die Zer- störung bis heute noch nicht offiziell zu- gegeben hat.

B steht für Bulwark und Bullfinch; da sie sie verloren haben, sind sie den Engländern nicht der Rede wert.

C = Cressy, die dem Weddingen ein Drittel des Eisernen Kreuzes er- ster Klasse eingebracht hat. Könnte auch „Churchill“ heißen. (Siehe un- ter D.)

D das ist Doon; ehemals ein briti- scher Torpedozerstörer, jetzt durch gütige Vermittlung der deutschen Flotte Unterseeboot (G. D. der Meerjung- frauen).

E gleichbedeutend mit E 15; früher britisches Unterseeboot, jetzt desglei- chen a. D. — unten ist es, aber mit dem Hochkommen hat es seine Schwie- rigkeiten.

F bedeutet Formidable; der deut- sche Neujahrsgruß für England.

G war die Good Hope, die Eng- lands Flotte für immer verlassen hat.

H = Hawk, Hoque, Hermes — sie haben in den deutschen Torpedos ein „H“ gefunden, trotzdem gar teins drinne ist.

I steht für Irish Sea und Tirpitz steht für nichts, was neutralen Schif- fen in der Irish Sea passieren kann.

K das bedeutet Krupp und Kiel — zwei Elemente innig gefeilt.

L = London, das Ziel auf's in- nigste zu wünschen und ein Ziel, das im Bereich der Tirpitzschen Möglich- keiten liegt.

Die Zweijährigen.



England behauptet, es wolle den Krieg zwanzig Jahre aushalten, und beginnt bereits mit der Ausbildung der Truppen.

Die beiden Bertas des Kanoniers.

(In Berliner Mundart.)
Wenn id so bei de Bertas seh',
Die dicke, die von Kruppen,
Stets, Bertas, Die id vor mir seh',
Und gälwech fängt peh-a-peh
Der Herz mir an zu luppen.

Wat die den Tag vertilgen tut,
Zu reene nich zu fagen;
Und is jelaeden sie erit ju,
Dann fomme it sachtimang in Hut
Und feuriget Behagen.

Mit ihrem 42er Schland
Am liebsten nie dastummt se,
Doch macht se enmal uff den Mund,
Dann redt se allens in den Mund,
Und weem se redt, denn brummt se.

Det is nu mal is ihre Art,
Doch konnt is sie nich ohne;
Nur nich irade sein und gart,
Wie, drall und prall und eisenhart,
„Ne richtige Kanone“.

So kann id wie in Frieden hier
Den lieber Bild jemeihen;
Gens aber, Bertas, floobe mir,
Die halt id Treue fir und fir,
Die Krupp sehe lag se schieken!

Das griechische Feuer.

Es dürfte wohl wenig bekannt sein, daß die Minen, die in den Seekriegen der modernen Zeit eine so furcht- bare Waffe bilden, bereits in frühen nachchristlichen Jahrhunderten ge- braucht wurden und als griechisches Feuer schon in der Kriegsgeschichte der alten Byzantiner erwähnt werden. Der erste Erfinder des griechischen oder byzantinischen Feuers soll Kal- linikos, ein Baumeister aus Heliopolis in Syrien, gewesen sein, der gegen Ende des siebenten Jahrhunderts lebte und aus Schwefel, Steinsalz, Harz, Asphalt und gekochtem Kalk eine brennbare Masse mischte, die aus Druckpumpen gegen heranrückende Feinde geschleudert wurde. Bei der Entzündung der Masse entwickelten sich Dämpfe, Rauch und Feuer, und dieses Feuer brannte auch unter Wasser fort, vernichtete die Holzteile der Schiffe und zerstörte durch Explo- sionen auch ihre nicht brennbaren Ge- teile. Zum ersten Male findet sich die Anwendung dieses Explosivstoffes in der Geschichte des Krieges erwähnt, den die Byzantiner am Ausgang des siebenten Jahrhunderts gegen die Araber führten; denn im Jahre 678 soll eine arabische Belagerungsflotte vor Nizjios durch Anwendung des grie- chischen Feuers zum Sinken gebracht worden sein. Im Jahre 716 wurde Konstantinopel durch griechisches Feuer verteidigt, und wenn man dem Chronisten glauben darf, wurden da- mals etwa 80.000 Araber vor den Toren der Stadt zu Wasser und zu Lande getötet.

Noch bedeutender waren die Er- folge, die Kaiser Konstantin VII. mit dieser Erfindung erzielte; denn es gelang ihm im Jahre 914 mit sei- ner nur kleinen Flotte von 15 Schif- fen, eine weit stärkere gegnerische Ar- mada, die aus dem Schwarzen Meer herangefegelt, fast bis auf das letzte Schiff zu zerstören. Auch während der Kreuzzüge ist wiederholt von dem griechischen Feuer die Rede, dessen sich die Byzantiner zum letzten Male bei der Erstürmung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 be- dienten, als sie den freilich vergeb- lichen Versuch machten, die türkischen Schiffe in der Sitze der Dardanel- len und im Bosporus auf diese Weise zu vernichten.

Von anderer Seite wird erklärt, daß man als Mine die von Kallini- kos erfundene Waffe — seine Erfin-



Eine gute Seele.

Frau Fiedler: Na, Frau Reimann, wo woll'n Se denn mit dem großen Schern hin?
Frau Reimann: Den will ich mein' Mann nach Rußland schicken; er schreit nämlich, daß se dort egal in'n ferchterlichen Kugelregen seh'n misßen.



Die Veridier latter des Kriegspres- quartiers besucher Timanow.

Kurz und bündig.

In einer Nummer der „Eisler Kriegszeitung“ findet sich folgendes Gedächtnis:
Die Nachricht von einem englischen Siege

Ist läge.

Daß die Deutschen zerschossen zu ei- nem Bündel,

Ist Schwinbel.

Daß Hindenburg ist bald überwunden, Erfunden,

Und daß die deutsche Flotte ver- nichtet,

Erbichtet.

Daß französische Flieger Berlin über- flogen,

Erlagen.

Daß man Verwundeten träumt ein Härtchen,

Ein Märchen.

Nur — daß der deutsche Michel sehr tüchtig,

Ist richtig!



„Eins kriegen die Deutschen doch; kriegen se von uns keine Keile, kriegen se von uns doch die Läufe!“ 5 (Aus „Der Dorfbarbier“.)



Anton v. Werner.

persönlich nichts weniger als trocken, pedantisch und schwerfällig — er war eine feingliedrige Erscheinung von beweglichen Gesichtszügen und beweglicher Rede, der gar lebhaft und geistvoll zu plaudern verstand. Werner hatte von Keil aus einen Auftrag erhalten, Molke vor Pa- ris zu malen, und um die Studien zu diesem Bilde zu machen, begab er sich im Oktober 1870 nach Versailles. Da war nun der junge, damals erst siebenundzwanzigjährige Maler mit- ten in das große Treiben der Haupt- quartiere hineingeraten, wo es auf Schritt und Tritt Bedeutendes und Interessantes zu sehen gab. Am 4. November war er zum Frühstück beim Kronprinzen in der Villa „Les Om- erages“ geladen, und hier sah er zum ersten Male diesen Fürsten, dem er Zeit seines Lebens in tiefer Liebe

Sein Vern.



Was ist, Na, Wasst, da geht's morgen also auch nach Rußland?
Hausnecht: Jawull, und freua ist's mi, wenn i no so a paar fegestrunkene Feind' aus'm Land aufschmeißen könn't!